

Dorothee Kimmich (Tübingen)

Manuskriptfassung der Vorlesung: **Macht Literatur glücklich?**

Macht Literatur glücklich? Die Antwort lautet: ja.
Aber sie lautet nicht „ja – selbstverständlich macht Literatur glücklich“.

Es ist nicht selbstverständlich, dass man diese Frage überhaupt an Literatur stellt. Man könnte viel eher fragen, ob Literatur klug macht, oder sogar ob das Lesen einen besseren Menschen aus uns macht, eben einen Menschen, der nicht nur schlauer ist, sondern auch umsichtiger, nachsichtiger, toleranter und menschlicher.

Wenn ich nun behaupte, dass Literatur glücklich macht, sollte ich das auch beweisen. Falls Sie nicht alle sowieso der gleichen Meinung sind und auch alle schon wissen, wieso und vor allem auch wie, auf welche Weise Literatur glücklich macht, in dem Fall wären meine Ausführungen überflüssig.

Zunächst einmal muss man natürlich klären, was wir denn unter ‚glücklich‘ verstehen wollen, was das Glück sein soll, das uns die Literatur bescheren kann. Und in einem zweiten Schritt ist dann zu fragen, wie gerade die Literatur das bewerkstelligen kann.

Der Vortrag hat also zwei Teile, der erste ist eine kleine Reflexion zum Glück, zu dem was Glück sein könnte und was es nicht ist. Oder anders formuliert, was wir unter Glück verstehen müssen, wenn wir es mit dem Lesen von Literatur in Verbindung bringen wollen. Im zweiten Teil geht es dann um die Funktion von Literatur, vor allem um die Frage was Literatur mit Zeit, mit Lebenszeit und dann auch mit Glück zu tun haben kann.

I. Was kann man über Glück sagen?

In der Tat ist es nicht ganz leicht über Glück zu reden, auf eine abstrakte Weise zu reden, denn Glück, so scheint es uns allen auf den ersten Blick, ist doch eine individuelle, subjektive, ganz und gar einzigartige und weder messbare noch abstrakt bestimmbare Angelegenheit. Objektive Kriterien scheint es nicht zu geben. Im Allgemeinen sind die Menschen nicht dann glücklich, wenn man es erwartet, etwa in westlichen Demokratien, wo sie ohne Krieg und Not existieren. Eine aktuelle Umfrage der New Economics Foundation, vor wenigen Tagen veröffentlicht, hat ergeben, dass die glücklichsten Menschen der Welt in dem kleinen Südseestaat Vanuatu leben. Besonders glücklich sind die Menschen nach diesem „Happy Planet Index“ auch noch in Kolumbien, Costa Rica, Dominica und Panama. Deutschland erreicht nur Platz 81 von insgesamt rund 150 untersuchten Staaten. Am besten in Europa lebt es sich, so finden die Bürger, immer noch in Italien, das auf Platz 66 landet.

Die Korrelation von Wohlstand und Glück ist offenbar nicht ganz irrelevant, denn Armut macht nicht glücklich, aber Reichtum eben auch nicht, denn weder in der Dominikanischen Republik noch in Vanuatu leben besonders reiche Menschen. Die Nachrichten-Agentur von Vanuatu reagiert auf das Ergebnis übrigens mit einer sehr interessanten Antwort: „Die Menschen sind hier glücklich, weil sie mit sehr wenig zufrieden sind“. Es sei ein Ort, an dem man sich sehr wenig Sorgen mache. Angst hätten die Menschen nur vor Wirbelstürmen und Erdbeben. Bescheidenheit, Freiheit vor Angst und Sorgen, so wird hier Glück definiert. Das ist bemerkenswert und wird uns noch ein wenig beschäftigen.

Übrigens auch noch ein interessantes Ergebnis der Studie: Auf Inseln lebt es sich glücklicher als auf dem Festland. Warum das so ist, konnten die Experten von der NEF aber nicht erklären.

Können wir also über Glück auf eine Weise reden, die über das ganz individuelle und vollkommen subjektive Gefühl hinausgeht? Gibt es etwas, das man als allgemeine Bedingungen für die Möglichkeit von Glück beschreiben könnte und dann fragen, was die Literatur damit zu tun hat?

Tatsächlich ist die Frage nach dem Glück des Menschen eine der ältesten philosophischen Fragen. Und es gibt entsprechend eine lange Tradition, die sich mit dem Glück beschäftigt, es gibt viele verschiedene Antworten auf diese Frage und darunter sind die meisten ziemlich unseriös. Denn weder eine Ikea-Schrankwand noch eine Mittelmeerkreuzfahrt, nicht einmal ein Porsche oder eine Traumhochzeit machen glücklich. Sogar ein fester Job und Kinder sind keine Garanten für dauerhaftes Glück. Auch Gesundheit ist offensichtlich nur für die Kranken ein Grund glücklich zu sein; diejenigen, die gesund sind, vergessen es einfach und sehnen sich nach anderem, z. B. nach Schönheit, die ebenfalls – nach Auskunft der Schönen und Glamourösen – keinesfalls glücklich macht. Alle wissen das, aber so richtig beherzigen tun es nur die Einwohner von Vanuatu. Woher kommt das?

Können uns die Glücksphilosophen denn etwas sagen zu diesen Problemen? Gibt es denn ernstzunehmende Tipps, ernstzunehmende Thesen, die uns erklären, wie wir – gerade gegen unsere eigene Einschätzung – glücklich werden können? Können sie uns denn auch noch erklären, warum wir es so ungeschickt anfangen, unsere Suche nach Glück, warum wir immer wieder die gleichen, bekannten Fehler machen?

Natürlich gibt es darauf relativ einfache und auch überzeugende Antworten. Die vielleicht prominenteste stammt aus der christlichen Religion, Anthropologie und Mythologie: Die Menschen werden einfach auf dieser Welt nicht glücklich. Vielmehr ist Welt, Weltlichkeit geradezu das Synonym für den Verlust des paradiesischen Glücks und damit für Unglück, Kummer, Leid. Eine solche Lehre hat weitreichende Folgen, das Glücksstreben wird ganz aufs Jenseits verlegt, die entsprechenden Praktiken und Verfahren, um des Glückes teilhaftig zu werden, unterscheiden sich ganz erheblich von denen, die sich auf ein diesseitiges Glück beziehen.

Auch andere einflussreiche Philosophien haben die Vorstellungen eines machbaren Glücks negiert. Die das 20. Jahrhundert in erheblichem Maße prägende psychoanalytische Philosophie Sigmund Freuds ist keine, die dem Menschen das Glück zutraut. Freud formuliert das in einem berühmt gewordenen Satz folgendermaßen: „... die Absicht, dass der Mensch glücklich sei, kann im Plan der Schöpfung nicht enthalten sein.“ Und, so kann man hinzufügen, auch der moderne Mensch hat es nicht geschafft, den Plan der Schöpfung zu ergänzen und das Glück zu finden.

Aber es gibt natürlich auch eine breite Strömung von philosophischen Reflexionen, die sich etwas zuversichtlicher mit dem Glück der Menschen auseinandersetzen. Ich möchte Ihnen nun nicht die vielen verschiedenen Autoren und Lehren aufzählen, sondern beschränke mich auf diejenigen, die ich für die wichtigsten, die überzeugendsten halte. Sie werden uns übrigens dann auch den Weg weisen, der wieder zurück zur Literatur und zurück zu unserer Ausgangsfrage führt.

Meine Favoriten sind die Epikuräer. Nicht nur die griechischen Epikuräer, die sich natürlich besonders verdient gemacht haben um eine Lehre vom irdischen Glück, sondern auch die vielen Anhänger, die diese Lehre über die Jahrhunderte unter klugen, kritischen und autonomen Geistern gefunden hat. Und da gehören neben den Bekannten, Horaz und Vergil, auch etwa Augustinus, Erasmus, Rabelais und Montaigne dazu; ebenso wie Thomas Morus und Thomas Hobbes, Christoph Martin Wieland, Büchner, Heine, Nietzsche, Marcuse und Peter Handke.

Epikur hat ja bekanntlich keine systematische Lehre hinterlassen, sondern vielmehr eine Art Brevier mit Kernsätzen, die seine Grundgedanken versammeln und zugleich etwas wie Grundregeln des Verhaltens für seine Anhänger darstellen.

Die philosophische – und im Übrigen auch praktische – Raffinesse seiner Lehre besteht in der These, dass Glück nicht steigerbar ist, also in der Idee, dass „mehr haben“ oder „mehr sein“ nicht glücklicher macht, sondern gerade umgekehrt, Glück sich nur negativ bestimmen lässt – und zwar als die Abwesenheit von Hunger, Durst, Schmerz und Angst. Wenn dieser Zustand eingetreten ist, also die vollkommene Bedürfnislosigkeit, Wunschlosigkeit herrscht, dann ist der Mensch glücklich und zwar so glücklich, dass es ihm nicht besser gehen kann.

Bestehen nun die Texte Epikurs weitgehend aus Lebensregeln, die den Umgang mit dem eigenen Körper, der eigenen Seele, das Verhältnis zum Lehrer, zum Freund, zum Staat festlegen, so heißt das nicht, daß diese Ethik kein System habe und sich in Spruchweisheiten erschöpfe. Die praktischen Anweisungen zur Erlangung des Lebensglücks basieren auf einigen grundsätzlichen Annahmen, von denen die weiteren konkreten Vorschriften abgeleitet werden. Das höchste Gut ist (altmodisch ausgedrückt), die Lust, die Hedonē (daher der Ausdruck Hedonismus, der allerdings etwas anderes bedeutet), das Glück, würden wir heute sagen. Die Empfindungen von Lust und Unlust, oder besser positiver und negativer Reaktion auf etwas, sind irrational und unhintergebar. Alle Lebewesen streben von Natur aus nach positiven Gefühlen. Epikur unterscheidet zwischen kinetischem und katastematischem Glück; einem Glück „in Bewegung“, d. h. einem Gefühl, das entsteht, wenn Schmerz, Unlust, Unruhe verschwinden, und einem stabilen Glück, das den Zustand der vollständigen Schmerz- und Beschwerdelosigkeit des Körpers oder die Unterschütterlichkeit und Furchtlosigkeit der Seele bezeichnet. Die katastematische ist der kinetischen als dauerhafte, als Zustand, als die reine Form des Glücks vorzuziehen. Mit dieser Aufteilung und der Höherbewertung der Zustandslust gelingt es Epikur, die platonische Kritik an einer Lust, die als Werdendes nie Ziel sein könne, zu unterlaufen.

Die Erkenntnis, dass der Mensch mit wenig zufrieden ist und dass „Mehr“ nicht zufriedener, sondern im Gegenteil oft unzufriedener macht, weil eben noch Wünsche offen sind, die das nicht Erreichte immer wieder deutlich machen, diese Erkenntnis ist bei Epikur also nicht nur eine psychologische, sondern basiert auf der Notwendigkeit, dem Glück einen philosophischen Status zu verleihen. Das Glück ist nicht ein ständig sich wandelndes, immer steigerbar und individuell verschiedenes, sondern eben ganz einfach die Abwesenheit von Wünschen und Mangel und Sorge. Versucht man, noch glücklicher zu werden und meint, diesem Zustand deshalb noch etwas hinzufügen zu müssen, also ein schmuckes Haus, ein tolles Auto oder auch Erfolg, öffentliche Anerkennung und Ruhm, so hat man bereits einen Weg eingeschlagen, der über die einzig mögliche Form des Glücks, die Ataraxia, die Meeresstille des Gemüts, hinaus in stürmische Gefilde führt und letztlich unglücklich macht.

Epikur ist – anders als sein Ruf es will – ein Asket, aber eben kein strenger, kein orthodoxer, sondern ein menschenfreundlicher Weiser, der seine eigenen Regeln tolerant auslegt, aber

auch entsprechend lebt. Interessanterweise hat die Presseagentur von Vanuatu also eine sehr epikuräische Erklärung gegeben für die glücklichen Menschen in ihrem Land. Die Zufriedenheit mit Wenigem und zugleich die relative Abwesenheit von Angst sei es. Keine Sorgen und keine Angst, das ist neben der Bedürfnislosigkeit ein entscheidender Punkt, auf den wir jetzt noch kurz kommen müssen.

Tatsächlich ist nämlich die Idee, dass glücklich nur der ist, der keine Bedürfnisse – UND keine Angst hat, eine ganz besondere Entdeckung. Angst ist anders als der aktuell empfundene Mangel, die Imagination eines *möglichen*, bevorstehenden Mangels, einer kommenden Gefahr, drohender Schmerzen, drohenden Verlustes etc. Die Angst ist die Geisel der Besitzenden, der Gesunden, der Reichen, der Satten, der Mütter und der Liebenden, derjenigen, die alles haben, es aber nicht genießen können, weil sie den drohenden Verlust fürchten und immer schon vorweg nehmen. Und natürlich ist sie die Geisel aller Lebenden, weil sie den Tod fürchten, den drohenden Verlust des Lebens und damit aller anderen Dinge auch.

Die Angst vor dem Tod steht dabei exemplarisch für alle anderen Verlustängste, ja für alle anderen Ängste. Das hat Epikur erkannt und ist sich hier übrigens mit den christlichen Philosophen ebenso einig wie mit Sigmund Freud, Jean-Paul Sartre und vielen anderen. Der Umgang mit dem Tod, mit der Todesangst und letztlich mit dem Wissen um die Begrenztheit der Lebenszeit, das heißt mit dem Gefühl der ständig vergehenden Zeit, ist eine zentrale Frage jeder Philosophie, die sich mit Lebensführung und Glück beschäftigt.

Glück, so können wir daraus schließen, ist also nicht in erster Linie ein Segen, der auf einen niederkommt, sondern etwas, das jeder einzelne bis zu einem bestimmten Grad selbst bestimmen kann – aber eben auch nur bis zu einem bestimmten Grad. Epikur gehört nicht zu den arroganten Gestalten der Philosophiegeschichte, die behaupten, Glück sei machbar. Hier unterscheidet er sich wohltuend von den Stoikern. Glück ist nicht nur Geschenk, ist aber auch nicht einfach machbar, man kann es beeinflussen, aber nicht machen.

Man könnte von einer Art „Glücks-Management“ reden, das aber nicht nur eine Frage der Einsicht ist, sondern eben auch eine der Übung. Übung im Sinne der antiken Askesis, der asketischen Praxis. Zu Besonderheit der epikuräischen Philosophie gehört es, dass neben einem hochkomplexen theoretischen Gedankengebäude, einer Theologie, einer komplexen Naturphilosophie, auch eine praktische Komponente des Philosophierens unabdingbar in das Ganze hineingebaut ist. Es geht nicht nur um Selbsterkenntnis, sondern auch um „Selbstsorge“, nicht nur das „*gnothi seauton*“, „*nosce te ipsum*“, zählt, sondern auch die „*epimeleia seautou*“, ein sich um sich selbst kümmern, das den Körper und die Sinne, das Gemüt, die Sinnlichkeit und die Emotionen mit einbezieht.

Die Vorstellung, daß der Mensch sich um sich selbst zu kümmern habe, daß er für sich selbst zu sorgen habe, ist ein Topos der gesamten griechisch-römischen Geistes-tradition. Bei Sokrates und Platon, Xenophon und in bestimmter Weise auch bei Aristoteles zu finden, spielt sie in der hellenistischen Philosophie eine große Rolle und gewinnt im Stoizismus und Epikureismus der römischen Kaiserzeit zentrale Bedeutung. Sie umfaßt einen weiten Bereich von Prinzipien und Lebenspraktiken, Verhaltensregeln und Lebensformen. Unbestreitbar hat das „Erkenne dich selbst“ im Laufe der abendländischen Geschichte den Imperativ des „Kümmere Dich um dich“ verdrängt. Das *denkende* Subjekt hat in der okzidentalen Philosophie nicht erst seit Descartes ein so deutliches Übergewicht, daß andere Formen von Welterschließung und andere Formen der Moral kaum mehr in den Blick geraten sind. Im griechischen Denken dagegen ist das „Erkenne dich selbst“ ohne das praktische „Sorge für

Dich“, als notwendige Anweisung für die Umsetzung, gar nicht vorstellbar. Es handelt sich um eine lange Entwicklung der „Lebens-Kunst“ und Suche nach der Eudaimonia im Zeichen der Sorge um sich. Dabei ist diese Sorge um sich nicht gedacht als eine Handlung, die am Ende dazu führt, dass der Mensch glücklich ist, sondern eine Praxis, die selbst glücklich macht. Sie ist – im Sinne des Aristoteles – eine echte Praxis, deren Ziel in sich selbst liegt. Vielleicht ahnen Sie bereits, dass wir hier natürlich schon ganz nahe beim Lesen sind...

Der glückliche Zustand, in dem es einem an nichts mangelt, ist ein Zustand körperlichen und geistigen Wohlbefindens. Man muss es lernen, ihn wahrzunehmen, ihn zu erkennen, ihn zu spüren. Es verlangt Aufmerksamkeit, ja Training, nicht über solche Momente hinweg zu leben, sondern den glücklichen Zustand als solchen zu erfassen, zu hüten: Sie kennen den Merkspruch alle: Carpe diem. Das ist die lateinische Formel, die mittlerweile auf allen dämlichen Grußpostkarten prangt und daher kaum mehr als das Mantra der ältesten europäischen Glücksphilosophie begriffen wird.

Es geht um die Aufmerksamkeit für das „Jetzt“, es geht darum, Zeit nicht nur als Vergehendes zu sehen, sondern auch als etwas Vorhandenes zu begreifen und festzuhalten. Carpe diem ist nicht die Aufforderung, sich einen schönen Lenz zu machen und bei Sonnenschein die Arbeit liegenzulassen, sondern die Aufforderung an den Gesunden, sich des Mangels an Krankheit bewusst zu werden; es ist die Erinnerung daran, das Nichtvorhandensein von Schmerz zu genießen und nicht nur dann über Schmerzen zu klagen, wenn sie da sind; nicht nur bei Hunger ans Essen zu denken, sondern den satten Zustand zu genießen. „Carpe diem“ ist eine asketische Übung, die Aufmerksamkeit lenken soll auf die Abwesenheit von Wünschen, Kummer, Schmerzen und Sorgen. Aufmerksamkeit und Konzentration sind die Voraussetzungen dafür, dass man sich nicht nur selbst kennen lernt, sondern auch lernt, mit sich umzugehen. Wenn ich mich also so um mich Sorge, dass mir dies gelingt, dann habe ich ein Stück Glück erreicht. Das heißt, die Praxis selbst ist das Ziel.

Trotzdem bedeutet die Aufwertung der Sinnlichkeit in der unhintergehbaren Empfindung von Glück und negativen Gefühlen nicht, dass Epikur ein Verächter des Logos gewesen wäre. Der Mensch kann erst mit Hilfe seiner Rationalität sich das Glück verfügbar machen; und gerade darauf, auf das Verfügbarmachen, kommt es dieser Philosophie der Angstbewältigung und Selbstsicherung an. Nur der Logos nämlich kann dem Menschen zur Einsicht verhelfen, dass Lust nicht über das Gefühl der Freiheit von Störungen, d. h. Schmerz oder Furcht, hinaus gesteigert werden kann. Weiter verhilft dann ein rationales Kalkül aller Möglichkeiten, Notwendigkeiten und Bedingungen von Glück dazu, die Bedürfnisse immer den Möglichkeiten der Befriedigung so anzupassen, dass keine Wünsche offen bleiben. Ist die sinnlich erfahrbare Lust zwar Grundlage und Voraussetzung der geistigen, so gewinnt diese doch einen Vorzug, weil sie durch Rückschau in die Vergangenheit und Voraussicht in die Zukunft auch noch genießen kann: Glückliche Erinnerung kann augenblickliches Unglück kompensieren, augenblickliches Glück für die Zukunft ein Reservoir sein. Außerdem kann es darum notwendig sein, auf ein kurzes angebliches Glück zu verzichten, wenn mit negativen Folgen zu rechnen ist.

Ein exaktes Kalkül soll eine Lebensführung ermöglichen, die weitgehend unabhängig von äußeren Umständen ein glückliches Leben garantiert. Zum Glück gehört also ein gehöriges Maß an Autonomie, nicht zu verwechseln mit lässiger Unabhängigkeit. Autonom soll man von allen unsinnigen Forderungen werden, auch von solchen, die etwa der eigene Körper an einen stellt (z.B. Nikotinentzug). Dabei ist es falsch und unsinnig, die Götter um ein irgendwie geartetes Eingreifen in menschliche Belange zu bitten. Die Götter leben vollständig uninteressiert an menschlichen Dingen in sogenannten Intermundien – wäre dies nicht so,

dann wären sie keine Götter. Es ist entscheidend, daß der Mensch dies erkennt. Er muß, um glücklich leben zu können, von aller Furcht vor übermenschlichen Mächten befreit sein. Der Mensch ist auch gegenüber seinen Göttern autonom und nicht ihren Launen ausgeliefert.

Und auch vor dem Tode braucht er sich nicht zu fürchten, denn den Tod werden wir nicht erleben. Wo der Tod ist, sind wir nicht. Oder wie Epikur in einem Brief formuliert: „Wenn wir sind, ist der Tod nicht da; wenn der Tod da ist, sind wir nicht.“ (Brief an Menoikeus) Das ist vielleicht die berühmteste Antwort Epikurs auf die Fragen nach der Angstbewältigung – und es ist zugleich die problematischste, weil es die ist, die am wenigsten funktioniert hat. Immer wieder weisen die Anhänger Epikurs darauf hin, dass sie das nicht wirklich tröstlich finden. Es verlangt eine enorme Seelenstärke, es tröstlich zu finden, dass man einfach weg ist. Da merkt man, dass Epikureismus kein Spaziergang ist, sondern eine Herausforderung, mit der Endlichkeit des Lebens umgehen zu lernen. (Ein gänzlich anderes Konzept als das des Christentums.) Der Zusammenhang zwischen Lebensglück und Endlichkeit von Zeit wird hier sehr deutlich. Meist übersehen wir das in der Eile, obwohl wir natürlich alle wissen, dass einer der verzweifeltsten Glücksucher, Faust, uns schon vorgeführt hat, was es mit dem schönen Augenblick und dem Wunsch ihn festzuhalten auf sich hat. Ihn hätte ich vorher natürlich auch in die Reihe der Anhänger einordnen können. Mit seinem „Verweile doch“ hat er das *Carpe diem* zitiert, aber falsch verstanden. Er ist einer, der meint, dass Glück steigerbar ist und macht sich dadurch vom Teufel, das heißt seinen eigenen Begierden abhängig. – Wenn er den epikuräischen Trick herausfände, dann hätte dieser Teufel ausgedient.

Und tatsächlich hat Glück auch etwas mit dieser Endlichkeit bzw. mit den Momenten zu tun, in denen wir die Endlichkeit der Zeit, die Tyrannei der Zeit, den unerbittlichen Ablauf der Zeit überlisten, aussetzen oder austricksen. Wenn es gelingt, Zeit anzuhalten, wie Faust es erträumte, wenn es gelingt, Zeit zu vermehren, mehr Zeit zu gewinnen, sich aus der Heteronomie der Zeit zu befreien – und sei es nur virtuell – also Zeiten wiedereinzuholen oder zu vermehren, dann erleben wir besonders glückliche Momente, sei es in der Erinnerung, sei es in Momenten des selbstvergessenen Träumens – oder eben beim Lesen.

II. Glück und Literatur

Nun also zur Frage, warum uns Literatur glücklich machen kann, oder besser gesagt, warum sie uns glücklich machen sollte. Warum wir den Anspruch haben sollten, dass Lesen glücklich macht. Es hat mit den beiden Komponenten meiner Glücksphilosophie zu tun: Einmal mit der praktischen Selbstsorge, mit diesem spezifischen Um-sich-kümmern. Ich glaube, dass Lesen eine ganz besondere und ganz besonders wichtige Form ist, sich um sich zu kümmern – und zwar gerade weil es nicht nur den Intellekt, sondern auch die Emotionen einbezieht. Und der zweite Aspekt ist der der Zeit. Beim Lesen schlagen wir der Zeit ein Schnippchen, gelingt es uns einen Knoten in die Zeit zu machen, den Augenblick zum Verweilen zu zwingen, ohne gleich unserer Seele dafür verkaufen zu müssen.

Es sind die beiden Komponenten:

1. die Selbstsorge und dann 2. die Zeit, besser die gewonnene Zeit, die ich für das Glück durch und in Literatur verantwortlich machen werde.

Es geht also nicht darum, wie man vielleicht annehmen könnte, darum, dass man in der Literatur schöne Geschichten, angenehme Szenarien wiederfindet, die einen für einige Zeit aus dem harten Alltag entführen und damit glücklich machen. Das ist zwar eine beliebte und weit verbreitete These. Der Giessener Philosoph Odo Marquard hat sie unter dem Titel der „Kompensationstheorie“ bekannt gemacht. Das bedeutet, dass kulturelle oder besser

ästhetische Erlebnisse das kompensieren, was uns in der alltäglichen Lebenswelt, die nach ökonomischen, sozialen und materiellen Werten und Regeln funktioniert, fehlen muss. Ich bin aber nicht von dieser Einschätzung überzeugt – oder anders gesagt, ich bin davon überzeugt, dass andere Dinge hier viel effektiver sind: Gameboy spielen, Dauerlaufen bis zum Umfallen, Breakdancen oder auch Yoga. Das scheinen mir einige der eigentlichen Kompensationsformen zu sein. Vielleicht machen sie auch glücklich – aber die Literatur arbeitet auf einem anderen Feld und sollte sich nicht mit dieser Konkurrenz messen müssen.

II. a)

Mit Selbstsorge, das hatte ich schon gesagt, ist nicht gemeint, dass Literatur klug macht, im Sinne einer Erweiterung oder Vergrößerung von Wissen. Dafür sind andere Textsorten zuständig, das Sachbuch, das wissenschaftliche Werk, ein philosophischer Schmöker oder auch das Bildungsfernsehen.

Beim Lesen hat lernen etwas mit Erleben zu tun. Beim Lesen *erlebt* man auf eine spezifische Weise etwas, was man nicht wirklich erlebt. Hans Robert Jauss hat das in den 80er Jahren die „ästhetische Erfahrung“ genannt. Heute würden wir dies vielleicht als „virtuelles Erlebnis“ bezeichnen, so wie wir von „virtuellen Wirklichkeiten“ sprechen. Die Hirnforschung hat uns übrigens mittlerweile bestätigt, dass wirklicher Schrecken und beim Lesen erlebter Schrecken, dass ein echtes Liebeserlebnis und eines, bei dem man beim Lesen nur mitfiebert, in den gleichen Hirnarealen zu Erregungen führt. Es handelt sich um die immer noch geheimnisvolle Fähigkeit des Menschen fiktive Erlebnisse zu haben, d.h. also nicht nur fiktive Ereignisse als solche zu erkennen und zu beobachten, sondern selbst in einer Art zweiten Realität diese Erlebnisse auf eine zugleich teilhabende und doch distanzierte Weise mitzerleben.

Dieses Miterleben provoziert nicht nur intellektuelle Reaktionen, sondern betrifft in erster Linie emotionale und eben auch körperliche Reaktionen. Wenn wir beim Lesen weinen, dann sind die Tränen genauso echt, wie wenn wir sie im echten Leben vergießen. Wir erproben also beim Lesen Situationen, die uns das eigene, kurze und meist auch nicht besonders aufregende oder abwechslungsreiche Leben nicht bieten kann. Eine solche Art von Erfahrung, Besinnung und Reflexion ist eine typische Form der Selbstsorge. Anders als bei rein intellektuellen Lernprozessen bietet die spezifische Art der ästhetischen Erfahrung ein komplexes Ineinander von Körper, Gefühl und Reflexion. Genau dies ist es, was ästhetische Erfahrung als eine Praxis der Selbstsorge, oder wenn Sie wollen, als eine „Technik“ der Selbstsorge qualifiziert.

Wie man sich so etwas vorstellen kann, will ich nun noch an einem Beispiel zeigen. Ich habe einen Text von Adalbert Stifter gewählt, der in eindrucklichen Bildern von Ordnung und Unordnung, von Chaos, Leid und Trost erzählt – und gerade weil er nicht behauptet, über alles hinwegtrösten zu können, sondern auf eine leicht unheimliche Weise etwas letztlich Unüberwindliches stehen lässt damit doch eine Ahnung vermittelt von dem, was man Trost nennen könnte.

Beispiel: Adalbert Stifter

Stifter hat Mitte des 19. Jahrhunderts eine Sammlung von Geschichten veröffentlicht, die er „Bunte Steine“ nannte. Im Vorwort erklärt er ausführlich, dass es ihm dabei um die Wiedergabe alltäglicher Szenerien gehe, nicht um das Besondere, das sich von Zeit zu Zeit in Natur und Geschichte ereigne, sondern vielmehr um die gewöhnlichen alltäglich in Unzahl wiederkehrenden Handlungen der Menschen, die er als „Menschenforscher“ darstellen wolle, es sei – wie es Kinder machen – eine Sammlung von Steinen, die er vorlege.

„Granit“ – der erste – ist ein Großvater-Text, der in Ich-Form von einem kleinen Jungen erzählt wird. Der Kleine wurde von seiner Mutter bestraft, weil er sich von einem fahrenden Händler, der mit Wagenschmiere durch die Lande zieht, die Füße hat einschmieren lassen und auf dem festtäglich gereinigten Boden im Wohnzimmer fette Spuren hinterlassen hat. Der Junge wird von der Mutter hart und demütigend bestraft, bleibt vollkommen entsetzt, traumatisiert auf einem Stein vor der Türe sitzen und wird dort vom Großvater gefunden, der ihm in einer geradezu christologischen Szene die Füße wäscht, ihn frisch kleidet und mit ihm eine lange Wanderung unternimmt, auf der er nicht nur Geschichten erzählt, sondern auch die Landschaft, Quellen, Wege, Berge und Wälder zeigt, benennt und erklärt.

Der Großvater ist ein Retter in höchster Not, geduldig, wissend und mit unerschütterlicher Autorität selbst gegen die außer sich geratene Mutter ausgestattet. Er blickt auf eine lange Ahnenreihe zurück und kann aus Zeiten einer großen Pestepidemie erzählen, deren Spuren von den darauf folgenden Generationen schon wieder ausgelöscht wurden: Die Friedhöfe sind aufgelassen, die Gedenksteine verschwunden und die Pestsäulen umgelegt. Als allererstes erfährt man aber, dass der Großvater jeden Wald, jeden Hügel mit Namen benennen kann, dass er jede Quelle kennt und dass er den Kleinen alle Namen aufsagen lässt. Nicht das Wissen selbst ist interessant, sondern die Tatsache, dass es weitergegeben wird. Alles was man aus des Großvaters Leben erfährt, dient nur der Illustration einer Aufrechterhaltung der Tradition, der Sitten und Gebräuche. Für den Großvater verschmelzen individuelle Glücksmomente mit einer uralten Tradition von Gebräuchen, die sich nahtlos in die hügelige Waldlandschaft einfügt, wo man Kuppe hinter Kuppe erkennen und benennen kann, wie eine endlose Reihe von Generationen, die sich in geordneter, verlässlicher Folge ablösen. Die Analogie von Natur und Gesellschaft zeigt hier schon eine Art von transzendenter Ordnungsmuster an, das sich in der Figur des Großvaters geradezu personifiziert.

In die Beschreibung dieser friedlichen Kontinuität, in die vorfeiertägliche Harmonie von Hügel, Glockenläuten und Spaziergang treten die Geschichte von den dreckigen Füßen und die Pest-Geschichte, die der Großvater erzählt. Neben den feiertäglichen Glanz stellt sich die Schwärze des Todes und des Pechs. (Pech und Pest sind natürlich auch noch zwei Wörter die sich geradezu zu suchen scheinen.) Dabei wird der Fehltritt, das Überschreiten der Gesetze durch den Kleinen in der Erzählung wieder in eine Ordnung gebracht: Das Chaos der Epidemie und die wiederhergestellte Ordnung nach der Krankheit scheinen eine tröstliche Perspektive auf die Wiederherstellung von Sicherheit und Geborgenheit zu bieten.

Es geht in der Geschichte um den alten Pechbrenner (also demjenigen, der die Wagenschmiere herstellt), der ja als Fahrender selbst einer ist, der eigentlich nicht in die bürgerliche Ordnung paßt – wie bei Kellers Romeo und Julia der schwarze Geiger –, dessen Vorfahren versuchten, der Pest zu entkommen, indem sie sich in die Wälder zurückzogen. Alle sterben aber trotzdem; außer einem kleinen Jungen, der im Wald ein Mädchen trifft, dem es ebenso ergangen ist. Er rettet das Kind, sie überleben, trennen sich, treffen sich nach Jahren wieder, heiraten und er wird durch ihr Erbe zu einem geachteten und reichen Manne. Allgemeines Leid wendet sich zum individuellen Glück. So wie der Großvater alle Wege kennt, alle Berge überblickt, kann er auch Geschichten erzählen, die die kindliche Sprachlosigkeit angesichts der strengen Bestrafung in eine versöhnende Ordnung übersetzen. Dabei ist der Großvater keiner, der Geschichten erfindet, sondern der etwas erzählt, was er selbst erzählt bekommen, was er selbst erlebt hat. Die Fiktion, so suggeriert uns Stifter als guter Realist, gründet sich auf Geschichte, nicht auf Geschichten, auf Wirklichkeit, auf hartes Gestein, auf Granit. Ihrem eigenen Selbstverständnis nach ist Fiktion, Literatur also keineswegs eine Kompensation, ein apartes Surplus, sondern vielmehr ist sie demnach das Feld der eigentlich basalen, ewigen Weisheiten.

Diese Geschichten stehen gerade nicht in der novellistischen Tradition der „unerhörten Begebenheit“, sondern gehören zu einer fast naturgesetzlichen Überlieferungsform, die Gedächtnis, Tradition und Wissen an Weisheit, Bescheidenheit und Gelassenheit bindet.

Nichts garantiert die Ordnung auf eine ebenso unerschütterliche wie selbstverständliche Weise, als es der Großvater tut. Dabei ist es gerade auch die Selbstverständlichkeit einer Bindung zwischen der Ordnung der Natur, der Ordnung der Geschichte und der Ordnung der Narration, die hier vorgeführt wird. Der Großvater erkennt überall den Wandel, Sitten ändern sich, der Wald wird abgeholzt, nicht alle Rauchsäulen weisen auf feste Gebäude, lehrt er den Enkel gleich bei der ersten Pause auf dem Hügel. Ungefährlich oder besser nicht bedrohlich sind solche Veränderungen aber eben nur dann, wenn man sie registriert und erzählend in ein Kontinuum einbettet, ebenso wie die Veränderungen des weltweiten Magnetnetzes durch ständige Forschungen – so lautet das analog gedachte Beispiel im Vorwort. Erzählen und Forschen sind auf Ordnungssysteme und Gesetzmäßigkeiten bezogen, die sich von einer anthropologischen Perspektive nicht fundamental unterscheiden. Die großväterliche Aufmerksamkeit auf Wandel und Kontinuität wird kommentiert durch den schön komponierten Spaziergang, die darin eingefügte Geschichte und den Erfolg, den er verbuchen kann: Der Familienfrieden ist am Ende hergestellt und der Sonntag kann anbrechen.

Trotz dieser Diagnose sollte man nicht übersehen, dass diese Ordnung keine harmlose ist. Sie schließt den Tod ein; der Großvater ist durch sein Alter dem Tode näher als irgendein anderes Familienmitglied. Der Tod, die Toten, die Friedhöfe und Mahnmale sind sein Thema. Sie sind an jeder Stelle der Erzählung präsent, verlieren aber eigenartigerweise gerade dadurch ihren Schrecken. Granit erzählt von der traumatischen Grundierung aller Familiengeschichten, wie Heinz Drügh in Übereinstimmung mit Walter Erhart konstatiert. Die harmonische Ordnung, die sich am Ende wiederherstellt, an ihren Grenzen sind Todesfälle, Epidemien und Katastrophen zu verzeichnen. Wie bei Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe“, gibt es in jeder Geschichte einen schwarzen Geiger und einen verwilderten Acker, der niemandem gehört, dadurch an die aus der Ordnung Ausgeschlossenen erinnert und das Unheil in Gang bringt.

Der Großvater gehört auf eine seltsame Weise auch schon zu den Toten. Es ist sein hohes Alter, das ihn einerseits dazu prädestiniert, die Familienordnung wiederherzustellen, auf der anderen Seite ist er aber aus dieser Ordnung auch schon fast herausgetreten und verweist mit seinen Geschichten auf Tod und das Ende. Er ist gewissermaßen durch sein Alter schon in eine Art Fossil, auf dem Weg, eine Versteinerung zu werden.

Sowohl der kleine Erzähler, also auch sein Pendant in der Pechbrennerggeschichte werden nach einer traumatischen Erfahrung auf einem Stein ausgesetzt. Der eine zur Strafe für die Verschmutzung des Wohnzimmers durch Pech, der andere (in einer frühen Fassung des Textes) zur Strafe wegen Verschmutzung der Familie durch Pest. Die Kinder sitzen auf Granit, auf sedimentierter, toter und hart gewordener Natur-Geschichte. Der Stein repräsentiert die lange Folge vieler Generationen, vieler Tode. Während der individuelle Tod ein traumatischer Schrecken ist – ebenso wie das individuelle Unglück des kleinen Jungen –, so ist zugleich die endlose Reihe der vielen Tode, die die Generationen aneinanderreihen nichts anderes als Natur: Die Stifter-Geschichte thematisiert und öffnet die Grenze zwischen Tod als Trauma und Tod als Natur. Der Großvater denkt und fühlt schon – oder noch – in anderen Zeitkategorien, als andere Menschen es tun. Für ihn scheinen die vielen Tode – anders als der individuelle – keine Störung, sondern vielmehr Stabilität hervorzubringen – sie werden zu Versteinerungen, zu Stein, zu Fundament.

Es gelingt dem Großvater, Ereignisse und Zeit aus einer anderen Perspektive zu sehen, eben aus der Perspektive der Natur und – der des Erzählens. Erzählen wird hier gegründet auf eine Art – im Wortsinn – steinzeitliches Wissen, auf eine Art des Urverhaltens der Menschen, das dort ansetzt, wo Natur und Kultur fast nicht mehr zu trennen sind.

Der Großvater steht vor dem individuellen Tod und offenbar schon auf einer Grenze, die einen langen Blick in die Geschichte der Generationen erlaubt. Es ist ein so langer Blick, dass aus dieser Perspektive Geschichte in Natur überzugehen scheint. Der Tod wechselt aus der Verbindung mit Pech und Pest und Unordnung in eine Verbindung mit Natur, Stein und Ordnung. Genau dies ist es, was man beim Lesen empfindet, auf eine besondere Weise miterlebt. Die Metamorphose geschieht durch das Erzählen selbst. Das Spiel mit der Zeit im Text ist letztlich der Text selbst.

Die Verwandlung von Zeit in Stein ist das Zauberhafte und letztlich auch nicht Erklärbare, das dieser Geschichte anhaftet. (Jede gute Erzählung erweist sich letztlich als resistent gegen Interpretation.)

2. Beispiel: Walter Benjamin

Der Philosoph und Dichter Walter Benjamin hat 1933 im Pariser Exil – wohl schon ahnend, dass er seine Heimatstadt Berlin nicht wieder sehen würde – eine Art Erinnerungsbuch geschrieben. Berliner Kindheit um 1900 – so der Titel – erzählt keine Geschichten, sondern enthält nur ganz kurze Texte, die Kindheitseindrücke aus den unbekanntenen Tiefen des Gedächtnisses hervorholen. Es geht um den Geruch der Speisekammer, um eine bestimmte Ecke im Hinter-Hof, den Blick vom Balkon, das Klingeln des alten Telefons, das besondere Licht im Gartenhäuschen. Walter Benjamin war nicht nur ein begeisterter Leser von Proust, sondern auch sein Übersetzer ins Deutsche, man merkt ihm an, dass ihn die Idee von der wiederzufindenden Zeit fasziniert hat; und das um so mehr, als nicht nur sein eigenes Kindheitsberlin zu verschwinden droht, sondern das Berlin von 1900 überhaupt.

Die Texte sind so gut, dass wir beim Lesen nicht nur das Berlin des kleinen Walter kennenlernen, sondern selbst unwillkürlich beginnen, über das Erinnern nachzudenken, wir versuchen, auch solche Erinnerungen heraufzubeschwören, den Geruch von Großmutterns Küche, das Gefühl von heißen Steinen unter unseren Fußsohle etc etc. wiederzufinden. Oder besser, es gelingt einem beim Lesen ganz unangestrengt, etwas aufsteigen zu lassen, an das wir uns schon ganz lange nicht mehr erinnern zu können glaubten, also etwas, das streng genommen gar nicht zu unseren Erinnerungen gehört, sondern zu einer Art Kellerarchiv, zu dem wir – mangels Schlüssel – keinen Zugang haben. Dieses Wiederfinden von kleinen Erinnerungsfetzen löst ein seltsames Glücksgefühl aus.

Einer meiner Lieblingstexte, ist der über den Nähkasten. Im Nähkasten befinden sich Spulen, Zwirn- und Garnrollen, Fäden und Scheren, Nadeln und Seiden, die in ihrer Pracht alle Arten von Luxus, den der Konfiserie- und Friseurläden etwa assoziieren. „Und während das Papier mit leisem Knacken der Nadel ihre Bahn freimachte, gab ich hin und wieder der Versuchung nach, mich in das Netzwerk der Hinterseite zu vergaffen, das mit jedem Stich, mit dem ich vorn dem Ziele näherkam, verworrener wurde.“ Die Papierspule mit den beiden Seiten von Ordnung und Unordnung erinnert an Stifters Granit-Erzählung und ihrer Verarbeitung von Ordnung und Unordnung. Hier steht nicht die Versteinerung, sondern die Spule als Bild für die Erzählung selbst, die zwischen Ordnung und Unordnung vermittelt ohne das eine in das andere aufzuheben. Indem die Erzählung das Unordentliche, das Geheimnisvolle, das seltsam

Unerklärliche in die Geschichte einbaut, nimmt sie den Dingen etwas von dem Angsteinflößenden, löst das Befremden. Und vor allem hat sie beim Lesen einen Moment gerettet, der vergessen war, hat das Carpe diem auf die Vergangenheit ausgedehnt und kann so das, was wir jeden Tag in der Hektik und Hetze dauernd versäumen, manchmal – wenns gut läuft – noch einmal einholen.

Lars Gustafsson hat in seiner Tübinger Poetik-Vorlesung Gedichte als „Augenblicksartefakt“ bezeichnet. Auch er besteht darauf, dass es beim Lesen gelingen kann, die Vergangenheit dem Vergessen, den Alltag der Banalität und das Du der Gleichgültigkeit zu entreißen. Der Moment des Lesens ist etwas wie eine „Rettung“ von Wirklichkeit, eine artifizielle Verdoppelung des immer schon verflossenen Augenblicks, ein „Augenblicksartefakt“.

Vielleicht ist dies eine der besten, eindringlichsten Charakterisierungen von Gedichten – und von Literatur überhaupt. „Augenblicksartefakte“ sorgen dafür, dass Leser von Gedichten – Leser überhaupt – nicht nur mehr vom Augenblick haben, sondern auch mehr Augenblicke haben. Es ist bei Gustafsson keine bildungsbürgerliche Attitüde, sondern eine philosophisch untermauerte Überzeugung, wenn er uns erklärt, dass Leser mehr vom Leben haben.

Ich schließe mich der Meinung dieses überzeugten und überzeugenden Epikuräers an.